

Die Bedeutung der Performiertheit von Körper und Geschlecht für feministische Analysen des Geschlechterverhältnisses

Bis Ende der 80er Jahre bestimmten zwei Konzepte die feministische Debatte: einerseits die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender*, andererseits die Kategorien „Bewußtsein“ und „Identität“.

(1) *sex*, *gender* und Identität im 70er- und 80er Feminismus

Die prekäre Unterscheidung zwischen sex und gender

Mit der Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht (*sex* und *gender*)¹ versuchte die Gleichheitsströmung der Frauenbewegung gegen biologische Determinismen die kulturell-soziale Gestaltbarkeit von Geschlecht (i.S.v. *gender*) zu betonen.² Diese Unterscheidung (zwischen *sex* und *gender*) richtete sich sowohl gegen vorherrschende patriarchale Ideologien als auch gegen die Differenzposition in der Frauenbewegung³.

Die Frage, die sich aus dieser Unterscheidung ergab, war dann allerdings: Wo hört *gender* auf, und wo fängt *sex* an?⁴

Die Problematik dieser Frage liegt in einer begrifflichen Unklarheit in Gayle Rubins „höchst einflußreiche[r]“ (Haraway 1987, 29; vgl. 2001, 472) Verwendung des Begriffs „sex/gender system“. Sie schrieb:

„As a preliminary definition, a ‚sex/gender system‘ is a set of arrangements by which a society transforms biological sexuality into products of human activity, and in which these transformed sexual needs are satisfied.“ (Rubin 1975, 159).

Diese Definition ermöglichte zwei Lesarten – und beide sind in dem Text von Rubin präsent. Die erste Lesart beruht auf einem schwachen Begriff von „biological sexuality“. Sie ist konform mit der Lesart, die hier hinsichtlich Butler vertreten wird: Die materielle Realität einer ausschließlichen Zweigeschlechtlichkeit zu bestreiten, bedeutet nicht jegliche materielle Realität menschlicher Körper zu bestreiten [s. oben Unterabschnitt A.II.2.b), S. 38]. Diese Lesart wird von Rubin auf S. 185 präsentiert:

„Most importantly, psychoanalysis provides a description of the mechanisms [...] of how bisexual, androgynous infants are transformed into boys and girls.“⁵

Auf S. 158 wird dagegen „Frau“ noch als „female of the species“ paraphrasiert und dann gesagt: „She only becomes a domestic, a wife, a chattel, a playboy bunny, a prostitute, or a human dictaphone in certain relations.“⁶ Danach spricht sie über einen „social apparatus which takes up females as raw materials and fashions domesticated women as products“. In die gleiche Richtung scheint eine weitere Formulierung auf S. 165 zu tendieren (auch wenn diese vielleicht auch – mit einigen Schwierigkeiten – im Sinne der ersten Lesart interpretiert werden kann):

„Sex is sex, but what counts as sex is equally culturally determined and obtained. Every society also has a sex/gender system – a set of arrangements by which the

biological raw material of human sex and procreation is shaped by human, social intervention and satisfied in a conventional manner, no matter how bizarre some of the convention may be.“

Vielleicht zweifeln wir, ob die Behauptung, „Every society also has a sex/gender system“, bedeutet, daß jede Gesellschaft zwischen (zwei) verschiedenen „sexes“ (185; vgl. hier Endnote 179) unterscheidet. Vielleicht ziehen wir in Erwägung, daß es Gesellschaften geben kann, in denen das „biological raw material of human sex“ nicht in Form von verschiedenen „sexes“ kategorisiert wird. Aber der Eindruck, der hier entsteht (und der im Jahre 1975 die spontane Evidenz auf seiner Seite gehabt haben dürfte⁷) ist der folgende:

Es gibt (mindestens) zwei „sexes“ (women and men⁸),⁹ und dies ist noch kein Problem. Ein Problem entsteht erst dann, wenn die „social intervention“ in einer Weise erfolgt, die aus Frauen menschliche Diktaphone macht.¹⁰ *Menschen sollen keine Diktaphone sein!*

Die schlichte (nominalistische = materialistische¹¹) Einsicht, die später Monique Wittig [siehe das Zitat am Ende von Endnote 180; vgl. außerdem Endnote 182 sowie ausführlich zu Wittigs Position Abschnitt B.II.3. sub b)(3) und c)(2)] formuliert, der aber erst Butler zur Popularität verholfen hat – *Frauen sind (per definitionem) menschliche Diktaphone*; mehr noch: *der Mensch, wenn er weiblich ist, ist ein Diktaphon!* – war Rubin noch nicht möglich.

Statt dessen läuft auch ihre Vorstellung (und damit verschwimmt der Unterschied zwischen Gleichheits- und Differenzströmung in der Frauenbewegung) auf die Utopie einer nicht-hierarchischen Differenz, auf das von Wittig (1981, 15) als „illogical“ charakterisierte „principle of ‚equality in difference““, hinaus:

„The dream I find most compelling is one of an androgynous and genderless (though *not* sexless) society, in which one's sexual gender anatomy is irrelevant to who one is, what one does, and with whom one makes love.“ (Rubin 1975, 204 – Hv. d. Vf.In).

Identität und Handlungsfähigkeit: Das Primat des Bewußtseins über das Sein

Während zwischen den genannten Strömung dennoch der Slogan, ‚To be a dictaphone is beautiful‘¹², umstritten war (die Differenzströmung bejahte dies; die Gleichheitsströmung verneinte dies), waren sich beide Strömungen in einem weiteren Punkt einig: nämlich in der Betonung der Kategorien „Identität“ und „Bewußtsein“. Es wurde angenommen, daß das (feministische oder konformistische) *Bewußtsein* darüber entscheidet, ob Frauen widerständig oder angepaßt handeln (Brandenburg 1997, 7).

Auch diese Position warf allerdings ein Problem auf: Wo kommt das konformistische Bewußtsein her, und wie kann es geändert werden? Dies wurde in der Täter/Opfer-Debatte diskutiert.¹³ Die Fragen waren: Sind *alle* Frauen *ausschließlich* Opfer der herrschenden Verhältnisse? Oder haben sie auch Teil an ihrer eigenen Unterdrückung (und an der Unterdrückung anderer gesellschaftlicher Gruppen) (sog. ‚[Mit]täterschaft‘)? Wie soll eine Änderung der gesellschaftlichen

Verhältnisse vorstellbar sein, wenn Frauen ausschließlich als Opfer und nicht auch als Handelnde begriffen werden?

Aber auch diese Debatte ändert nichts am zentralen Stellenwert der Identitäts-Kategorie für feministische Politikkonzepte.¹⁴ Denn auch die Schlußfolgerung aus der Täter/Opfer-Debatte war: „Wenn Frauen in bestimmten Bereichen unfähig gehalten werden, können sie nur handlungsfähig werden, indem sie Teile ihrer eigenen Persönlichkeit zur Disposition und in Frage stellen.“ (F. Haug / Hauser 1992, 123). Die richtige oder falsche Identität („Persönlichkeit“) wurde damit weiterhin als entscheidend für Handlungsfähigkeit angesehen.

(2) Butlers Verschiebungen des 70er- und 80er Feminismus und die Grenzen ihrer Interventionen

Butler nahm nun mit ihren Interventionen zwei Verschiebungen dieser Sichtweisen auf das Geschlechterverhältnis vor:

Zum einen umgeht sie das Problem der Grenzbestimmung zwischen *sex* und *gender*, indem sie *sex* in *gender* auflöst.¹⁵ Sie sieht auch das bisher sogenannte biologische Geschlecht als sozial konstruiert an:¹⁶

„[...] was bedeutet der Begriff ‚Geschlecht‘ (*sex*) überhaupt? [...]. Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, [...]? Wenn man den unveränderlichen Charakter des Geschlechts bestreitet, erweist sich dieses Konstrukt namens ‚Geschlecht‘ vielleicht als ebenso kulturell hervorgebracht wie die Geschlechtsidentität. Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (*sex*) immer schon Geschlechtsidentität (*gender*)¹⁷ gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist.“ (Butler 1990, 23, 24)

Zum zweiten dreht Butler (im Rahmen einer Wende vom Hegel-Marxismus zum [Post]-Strukturalismus) das Verhältnis von Handlungen und Identität um; nicht mehr die Identität ruft die Handlungen hervor, sondern die Handlungen konstituieren die Identität:

„Wenn die Attribute der Geschlechtsidentität nicht expressiv [= ausdrückend, d. Vf.In], sondern performativ [= hervorbringend, d. Vf.In] sind, wird die Identität, die sie angeblich nur ausdrücken oder offenbaren sollen, in Wirklichkeit durch diese Attribute konstituiert. Die Unterscheidung zwischen Ausdruck und Performanz ist zentral: Wenn die Attribute und Akte der Geschlechtsidentität, die verschiedenen Formen, in denen ein Körper seine kulturellen Bezeichnungen zum Vorschein bringt oder produziert, *performativ* sind, gibt es keine vorgängig existierende Identität, [...]. Daß die Geschlechter-Realität (*gender reality*) durch aufrechterhaltene gesellschaftliche Performanzen geschaffen wird, bedeutet gerade, daß die Begriffe des wesenhaften Geschlechts und der wahren oder unvergänglichen Männlichkeit und Weiblichkeit ebenfalls konstituiert sind.“ (Butler 1990, 207 f. – Hv. d. Vf.In).¹⁸

Das heißt: nicht mehr die geschlechtliche Identität begründet das vergeschlechtlichte Handeln, sondern das vergeschlechtlichte Handeln begründet die geschlechtliche Identität.

Das Problem an Butlers Ausführungen ist, daß sie – (wie zitiert) in Form von rhetorischen Fragen und Konditionalsätzen – auf einer bloß behauptenden Ebene verbleiben. Außerdem arbeitet sich Butler vor allem an diskursivem (philosophischem und literarischen) Material ab,¹⁹ das für eine Beweisführung in

Bezug auf die genannten Behauptungen („Es gibt keine biologischen Geschlechter.“) nur bedingt geeignet ist.²⁰ Butler zeigt zwar, wie Geschlecht in verschiedenen Diskursen funktioniert. Damit zeigt sie aber noch nicht, daß *sex* keine Naturgegebenheit ist. Unklar bleibt im übrigen auch, *wie weit* Butler *sex* tatsächlich in *gender* auflösen will. Bestreitet sie tatsächlich – wie ihr Landweer (1993a, 41, 42) vorwirft (s. Einleitung, S. 38) – *jede* (insbesondere biologische) außer-diskursive Realität? Oder bestreitet sie nur, daß die (eindeutige) Zweigeschlechtlichkeit eine biologische Realität ist?

Wir müssen und können hier nicht für eine dieser beiden Lesarten Partei ergreifen: Wir *können* nicht Partei ergreifen, denn die Äußerung Butlers sind in der Tat zweideutig: Ihr Anti-Empirismus tendiert dahin, zu einem Idealismus radikalisiert zu werden (die theoretischen Begriffe [„die Diskurse“] sind nicht nur zur *Erkenntnis* der objektiven Realität erforderlich, sondern jene *produzieren* diese sogar; siehe bereits Endnote 34 und 104), und ihr Materialismus tendiert dahin, als Agnostizismus entschärft zu werden (die objektive Realität [„das Reale“] existiert zwar, aber sie/es ist gerade das Nicht-Erkennbare; siehe unten Endnote 223).

Aber dieses Nicht-Partei ergreifen-können ist auch kein Problem. Denn wir *müssen* auch nicht Partei für eine dieser *Lesarten* ergreifen. Denn diese Arbeit ist keine Butler-Exegese, sondern eine empirische Untersuchung, die dort, wo die Begriffe und Kategorie Butlers für die wissenschaftliche Analyse nicht ausreichend, sondern wohl möglich sogar schädlich sind, auf andere Begriffe und Kategorien zurückgreifen kann. Mag auch *Butler* unfähig oder unwillig sein, zwischen Materialismus und Idealismus zu wählen, so sind *wir* doch nicht gehindert zu wählen und dieser Arbeit ein materialistisches Verständnis von *doing gender* (s. S. 33 und 91 ff.) zugrundezulegen.

(3) Gildemeister/Wetterer: sex als Projektion sexistischer Ideologie auf die Biologie

Den Weg dazu haben Regine Gildemeister und Angelika Wetterer geebnet – auch wenn sie in ethnomethodologischem Relativismus für ihre Argumentation nicht den Status eines „Gegenbeweis[es] (1992, 210, FN 5) gegen biologistische Konzeptionen des Geschlechterverhältnisses beanspruchen, sondern sich darauf beschränken wollen, „auf die Brüchigkeit der Grundlage hin[zuz]uweisen, die die Logik der Zweigeschlechtlichkeit *für sich* beansprucht“ (Hv. i.O.).

Wie dem auch sei – tatsächlich haben sie gezeigt, daß die Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit eine Projektion sexistischer Ideologie *auf* die Biologie ist.²¹ Die Infragestellung der Behauptung der biologischen Zweigeschlechtlichkeit erfordert keinen Idealismus, sondern kann sehr wohl und gerade auf der Grundlage der Anerkennung der materiellen Realität erfolgen.

Denn

„Biologie und Physiologie [...] treffen eine weitaus weniger trennscharfe und weniger weitreichende Klassifizierung als manche Sozialwissenschaft (und das

Alltagsbewußtsein) und entwerfen ein sehr viel differenzierteres Bild des scheinbar so wohlumrissenen binären biologischen Geschlechts. ‚Weibliches und männliches Geschlecht (sex) [...] werden nicht mehr als zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien verstanden, sondern vielmehr als Kontinuum, bestehend aus dem genetischen Geschlecht, dem Keimdrüsegengeschlecht und dem Hormongeschlecht‘ [...], wobei die verschiedenen Faktoren, die zur Bestimmung des biologischen Geschlechts herangezogen werden können, *weder notwendigerweise miteinander übereinstimmen müssen*, noch in ihrer Wirkungsweise unabhängig von der jeweiligen Umwelt sind [...].“ (Gildemeister/Wetterer 1992, 209 – Hv. d. Vf.In).

„Es gibt keine zufriedenstellende humanbiologische Definition der Geschlechtszugehörigkeit, die die Postulate der Alltagstheorien einlösen würde.“ (Hagemann-White 1988, 228).

„Klassifikationskriterien können [...] die Genitalien zum Zeitpunkt der Geburt oder die Chromosomen sein, die im Zuge vorgeburtlicher Analyseverfahren festgestellt werden; beide müssen nicht notwendigerweise übereinstimmen. [...]. Im Alltag jedoch erfolgt die Zuordnung – und wird aufrechterhalten – aufgrund der sozial geforderten Darstellung einer erkennbaren Zugehörigkeit zur einen oder anderen Kategorie. In diesem Sinne kann man sagen, daß die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht das entsprechende biologische Geschlecht unterstellt und in vielen Situationen ersetzt.“ (West/Zimmermann 1991, 14 f.).

Nicholson (1994, 190) vertritt die gleiche Behauptung unter Berufung auf andere Disziplinen: Die Annahme, daß „die körperlichen Unterschiede zwischen Männern und Frauen als notwendig binär zu verstehen“ seien, sei „durch Material aus Geschichte und Anthropologie widerlegt worden“.

Dieser Hinweis auf andere Zeiten und andere Kulturen (wie ihn auch Thomas Lacquer in seiner Studie *Auf den Leib geschrieben* vorbringt) kann allerdings nur ‚propädeutische‘ Funktion für das Geltendmachen der oben schon angesprochenen Erkenntnisse von Physiologie und Endokrinologie (Wissenschaft vom Hormonsystem) haben. Denn es liegt außerhalb des Kompetenzbereichs der Geschichtswissenschaft und der Anthropologie zu entscheiden, ob jene nicht-binären Vorstellungen von Geschlecht ein (d.h.: zutreffendes) Verstehen oder ein Mißverstehen sind.

Da aufgrund der hier genannten Erkenntnisse aber klar ist, daß die Zweigeschlechtlichkeit keine biologische Realität ist und deren Infragestellung deshalb keinen diskursanalytischen Idealismus erfordert, ist damit – *ceteris partibus* – der Weg frei zu der Erkenntnis, daß zu den performativen Akten, die Geschlecht (durchaus materiell, aber nicht biologisch, wenn auch – u.U. – medizinisch²²) hervorbringen, nicht (nur) diskursive Praxen, sondern auch materielle Praxen wie Arbeitsteilung gehören (s. dazu unten S. 91 ff.). Die Zurückweisung des diskursanalytischen Idealismus ermöglicht zugleich die Kritik des biologistischen Determinismus *und* eine Analyse der materiellen Praxen des *doing gender*.

¹ Die Butler-Übersetzerin Kathrina Menke übersetzt demgegenüber *sex* mit Geschlecht und *gender* mit Geschlechtsidentität (s. Menke 1990, 15, FN * A.d.Ü.), was nicht nur insofern für Verwirrung sorgt, als Butler neben dem Terminus *gender* auch noch den Terminus *gender identity* verwendet (s. Butler 1990, 49). Demgegenüber verfährt Karin Wördemann (1995, 323, Endnote 1), eine andere Butler-Übersetzerin, ähnlich wie hier: „Sex wird im folgenden übersetzt als ‚biologisches Geschlecht‘, wobei die Nebenbedeutung *sex* als ‚natürliches‘ oder ‚anatomisches Geschlecht‘ durchaus angesprochen sein soll. [...]. *Gender* wird übersetzt als ‚soziales Geschlecht‘ oder – synonym damit – auch als ‚soziale Geschlechtsidentität‘.“

² „Ein zentrales Anliegen der Frauenforschung bestand von Anfang darin, den tradierten [...] ‚Natur der Frau‘-Argumentationen ein entschiedenes und begründetes Nein entgegenzusetzen. [...]. Für dieses ideologiekritische Vorhaben schien [...] die aus der amerikanisch-englischsprachigen Diskussion übernommene Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ ein ebenso praktisches wie plausibles begriffliches Instrumentarium“ (Gildemeister/Wetterer 1992, 205). „Die Unterscheidung ‚sex/gender‘ [...] taugte] zur Bekämpfung der prävalenten biologischen Determinismen“ (Haraway 1987, 27).

³ Die Ablehnung der Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ durch die Differenzströmung wird angezeigt durch Formulierungen wie die folgende: „Mitte der 80er Jahre wächst in der feministischen Literatur [...] das Mißtrauen gegenüber der Kategorie ‚gender‘“ (Haraway 1987, 28). Nicholson (1994, 206 m.w.N.) weist darauf hin, daß „in den siebziger Jahren [...] viele Radikalfeministinnen zu den expliziten Befürworterinnen des biologischen Determinismus [zählten]“. Dominierend wurde die Differenzposition allerdings erst in den 80er Jahren (C. Eichhorn 1994, 40 [wie in Endnote 22 zitiert]; Hagel/Schuhmann 1994, 73; Grimm 1994b, 158 f.).

⁴ Vgl. Wetterer/Gildemeister 1992, 206: „Eine erste Aporie wird deutlich, wenn man die *sex/gender*-Trennung auf ihren *strategischen Sinn* hin befragt. In der geläufigen Verwendung basiert die Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ auf der Annahme, ein Teil der vorfindlichen Geschlechtsunterschiede wäre nach wie vor der Natur zuzuordnen, eben dem biologischen Geschlecht, und mündet so – entgegen der kritischen Intention – letztlich in einen bloß *verlagerten Biologismus*. Die häufig diskutierte Frage, wieviel denn im einzelnen durch die biologische Fixierung festgelegt ist und wo genau im Zuge von Sozialisationsprozessen die kulturelle Prägung einsetzt, zeigt dies ebenso wie die in durchaus kritischer Absicht unternommene Recherche danach, in welchen Belangen Frauen unterschiedlicher Kulturen sich voneinander unterscheiden und wo sich Ähnlichkeiten finden lassen, die in ihrer Universalität eventuell doch auf Natur verweisen.“ Und Sedgwick 1990, 28 fragt: „I can only love someone of my one sex.‘ Shouldn’t ‚sex‘ be ‚gender‘ in such a sentence?“. – Zu fragen ist allerdings, ob *jegliche* Anerkennung der Existenz ‚biologischer Geschlechtsunterschiede‘ bereits biologistisch ist (s. dazu Endnote 30).

⁵ Aber selbst dort spricht Rubin – in der im Haupttext ausgelassenen Passage von „mechanisms by which the sexes are divided and deformed“. Der Ausdruck „divided“ schließt zwar nicht aus, daß die Existenz verschiedener „sexes“ nicht natürlich, sondern Ergebnis eines gesellschaftlichen Teilungsprozesses ist. Jener Ausdruck kann aber auch dahin verstanden werden, daß die verschiedenen „sexes“ qua Natur existieren und anschließend/zusätzlich auf verschiedene gesellschaftliche ‚Sphären‘ verteilt/aufgeteilt werden (daß sie [die präexistierenden „sexes“] von einander getrennt werden; daß ihnen getrennte Lebensbereiche zugewiesen werden). In die gleiche Richtung weist der Ausdruck „deformed“: Die Existenz von „sexes“ wird als natürlich angesehen; allein deren Transformation (Verdoppelung/Verstärkung) „into products of human activities“ (= *gender*) wird als Deformation kritisiert.

⁶ Rubin paraphrasiert hier eine berühmte, aber gleichfalls zwiespältige Formulierung von Marx (1849, 407): „Das Kapital besteht aus Rohstoffen, Arbeitsinstrumenten und Lebensmitteln aller Art, die verwandt werden, um neue Rohstoffe, neue Arbeitsinstrumente und neue Lebensmittel zu erzeugen. Alle diese seine Bestandteile sind Geschöpfe der Arbeit, Produkte der Arbeit, aufgehäufte Arbeit. Aufgehäufte Arbeit, die als Mittel zu neuer Produktion dient, ist Kapital. So sagen die Ökonomen. Was ist ein Negerklave? Ein Mensch von der schwarzen Rasse. Die eine Erklärung ist die andre wert. Ein Neger ist ein Neger. In bestimmten Verhältnissen wird er erst zum Sklaven. Eine Baumwollspinnmaschine ist eine Maschine zum Baumwollspinnen. Nur in bestimmten Verhältnissen wird sie zu Kapital. Aus diesen Verhältnissen herausgerissen, ist sie so wenig Kapital, wie Gold an und für sich Geld oder der Zucker der Zuckerpreis ist.“

Wahr ist die (so würde heute vielleicht gesagt werden: sozialkonstruktivistische) Hauptstoßrichtung des Textes – die Behauptung, daß das Kapitalverhältnis kein natürliches Verhältnis ist, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis: „Auch das Kapital ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis. Es ist ein bürgerliches Produktionsverhältnis, ein Produktionsverhältnis der bürgerlichen Gesellschaft. [...]. Das Kapital besteht nicht nur aus Lebensmitteln, Arbeitsinstrumenten und Rohstoffen, nicht nur aus materiellen Produkten; es besteht ebenso sehr aus Tauschwerten. Alle Produkte, woraus es besteht, sind Waren. Das Kapital ist also nicht nur eine Summe von materiellen Produkten, es ist eine Summe von Waren, von Tauschwerten, von gesellschaftlichen Größen.“ (Marx 1849, 408).

Auffällig ist allerdings: Solange Marx von den Klassenverhältnissen (hier vom Kapital) spricht, ist er materialistisch und analytisch. Hinsichtlich der Produktionsmittel beschränkt er sich auf eine schlichte Tautologie (eine Maschine ist eine Maschine): „Eine Baumwollspinnmaschine ist eine Maschine zum Baumwollspinnen.“

Wenn Marx von den Rassenverhältnissen und Rubin vom Geschlechterverhältnis spricht, dann fallen sie in einen (impliziten, weil sich universalistisch gebenden) normativen Humanismus zurück, den Marx 1849 nicht nur hinsichtlich der Produktionsmittel, sondern auch hinsichtlich der Produzenten überwunden hatte: 1849 sind für Marx die Arbeiter nicht mehr die ‚entfremdeten Menschen‘, als die er sie noch einige Jahre zuvor in seinen *Philosophisch* [nomen est omen!] -*ökonomischen Manuskripten* wahrgenommen hat. Vielmehr beginnt er sie jetzt als das zu erkennen, was sie sind: als Agenten eines Produktionsprozesses. Die Entgegensetzung von „Wesen und [...] Wirklichkeit“ hat ausgedient (Marx 1847, 142). Und auch „der Mensch“ ist aus dem Marx’schen Diskurs verschwunden. Denn dieser gehört „nicht der Wirklichkeit“, sondern „nur dem Dunsthimmel der philosophischen Phantasie an“ (Marx/Engels 1848, 486).

Der „Negersklave“ (für Marx) und die „domesticated woman“ (für Rubin) sind aber für Marx und Rubin (obwohl sie an anderen Stellen [S. 159, S. 185, FN *, S. 190, FN *) Althusser zustimmend zitiert) eben jenes: (‚entfremdete‘) „Mensch[en]“. Während eine Maschine schlicht eine Maschine ist (s.o.), wird für das Rassen- und Geschlechterverhältnis ‚der Mensch‘, der uns oben (Endnote 50) bereits bei Ingrid Strobl begegnet ist, als *tertium comperationis* wieder eingeführt: Ein „Negersklave“ ist ein „Mensch von der schwarzen Rasse“, der in „bestimmten Verhältnissen [...] erst zum Sklaven“ gemacht wird. / Eine „domesticated woman“ ist eine „female of the species“, die „only becomes a domestic, a wife, a chattel, a playboy bunny, a prostitute, or a human dictaphone in certain relations.“

Selbstverständlich gibt es Sklaven und Hausfrauen (ebenso wie Kapital und Lohnarbeiter) nur unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen, aber sie waren nie zuvor ‚der Mensch‘.

Selbstverständlich ist es eine mögliche politische *Wahl*, gesellschaftliche Verhältnisse, die auf Sklavenarbeit oder Hausarbeit (oder Lohnarbeit) beruhen, abzulehnen. Aber für eine Parteilichkeit für die Ausgebeuteten und Unterdrückten, bedarf es keinen Universalismus des Menschen. Einen Universalismus *des* Menschen (Kollektivsingular!) bedarf es nur, um die Ungleichheit von Menschen (unbestimmter Plural!), um die Existenz von Ausbeutung und Unterdrückung, von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von Unterdrückern und Unterdrückten, zu leugnen (Althusser 1968d, 213).

Aber der Antagonismus der gesellschaftlichen Gruppen negiert den Universalismus des Menschen: „Die Existenz einer Klasse, die nichts besitzt als die Arbeitsfähigkeit, ist eine notwendige Voraussetzung des Kapitals.“ (Marx 1849, 409). Denn anderenfalls müßte sie sich gegen Lohn verdingen. „Kapital und Lohnarbeit sind zwei Seiten eines und desselben Verhältnisses.“ (411 – Hv. getilgt). Keine der beiden ‚Rolle‘ ist universalisierbar; aber dieses Verhältnis ist kein harmonisches, sondern ein antagonistisches: „Der Anteil des Kapitals, der Profit, steigt in demselben Verhältnis, worin der Anteil der Arbeit, der Taglohn, fällt, und umgekehrt. Der Profit steigt in dem Maße, worin der Arbeitslohn fällt, er fällt in dem Maße, worin der Arbeitslohn steigt.“ (414).

So zeigt „der Mensch“ als philosophisches *tertium comperationis* für ‚Mann‘ und ‚Frau‘ vor allem eines – das Fehlen der wissenschaftlichen Theorie des Geschlechterverhältnisses; das Fehlen der materialistischen Einsicht, daß ‚die Frau‘ kein ‚entfremdeter Mensch‘ ist, sondern ein „playboy bunny“ *ist*. „For what makes a woman is a specific social relation to a man, a relation that we have previously called servitude, a relation which implies personal and physical obligation as well as economic obligation (‘forced residence,’ domestic corvée, conjugal duties, unlimited production of children, etc.)“ (Wittig 1981, 20).

⁷ Laut Nicholson (1994, 189) war diese Lesart die dominierende in der Frauenbewegung der 70er und 80er Jahre. In ihr „spiegelt sich zudem das moderne westliche Selbstverständnis der Identität als Selbst, wonach die grundlegenden Parameter der Identität durch den Körper konstituiert werden und dann durch historisch jeweils spezifische Sozialisationsprozesse weiter ausdifferenziert werden. Damit reflektiert diese Definition ein Verständnis der Identität des Selbst, bei dem der Körper als eine Art

‚stummer Diener‘ fungiert, dem unterschiede kulturelle Artefakte [...] umlegt oder übergestülpt werden.“ Für die Gegenposition, die schon damals „sex“ als Produkt von „gender“ ansieht, verweist Nicholson (1994, 189, 201) auf Joan Scott (*Gender the Politics of History*, New York, 1988, 2).

⁸ Bspw. S. 158 („women become the prey of men“); 177 („men have certain rights“; „women do not have the same rights“). Eine radikalere (oder nominalistische) Analyse würde demggü. sagen: ‚das mehr Rechte (als Frauen) haben‘ ist kein zusätzliches Attribut, das Männer haben können (oder auch nicht); sondern: das ‚mehr Rechte haben‘ ist gerade das Definiens von Mannsein.

⁹ Nicholson (1994, 200) kommentiert die zitierte Passage von Rubin wie folgt: „Die Biologie wird hier als Basis für die Konstruktion kultureller Bedeutungen verstanden. Damit wird aber der Einfluß der Biologie in eben dem Moment beschworen, in dem er unterminiert wird.“

¹⁰ Vgl. Strobl 1984, 59 (wie bereits oben in FN 50): „Nicht die Feststellung biologischer Differenz und ihrer sozialen Folgen, aber das Beharren auf biologischer Differenz als Wert perpetuiert hierarchisches Denken, perpetuiert Norm.“

¹¹ Der Nominalismus (die Lehre *universalia sunt nomina post rem* im Gegensatz zur essentialistischen Lehre *universalia sunt realia ante rem*) ist insofern materialistisch, als er ein metaphysisches Wesen vor, hinter oder neben den materiellen Erscheinungen ausschließt (vgl. Balibar 1988, 64: „*Nominalismus* [bezeichnet] das Supplement an Materialismus [...], welches notwendig ist, um einer – ökonomischen, politischen oder diskursiven – Materialität jegliche Rückkehr in Richtung Metaphysik zu untersagen.“). Vgl. für eine geschichtsphilosophische Bewertung des Nominalismus aus Sicht des revisionistischen Marxismus Buhr/Horstmann (1976), die sich hier – eben deshalb, weil sie geschichtsphilosophisch und revisionistisch ist – nur bedingt zu eigen gemacht wird. Zum Begriff des Revisionismus Anm. * zu Endnote 50. – Der historische Gegner des Nominalismus, der sog. Realismus bezieht seinen Namen daher, daß er den Allgemeinbegriffen einen höheren Realitätsgrad zuspricht als den (Einzel)-Dingen (Buhr 1976, 1019). Genau darin liegt dessen Idealismus, daß er das ‚Wesen‘ der Allgemeinbegriffe der Materialität der (Einzel)-Dinge überordnet, was der Nominalismus ablehnt, in dem Begriffe für ihn bloße *Namen* sind, die die ‚so wie sie sind‘ (ohne Dreingabe eines metaphysischen Wesens) bezeichnen. – Einen Zusammenhang zwischen den heutigen *gender*-Debatten und dem historischen Nominalismus-Streit sieht auch Brander (2001, 9), deren Präferenzen aber wohl eher den ‚RealistInnen‘ als den ‚NominalistInnen‘ gilt.

¹² Vgl. dazu oben S. 1 sowie Wittig (1981, 13): „Having stood up to fight for a sexless society, we now find ourselves entrapped in the familiar deadlock of ‚women is wonderful‘.“

¹³ Die diejenigen, die die Auffassung, daß Frauen nur das Opfer herrschender Sozialisation seien, kritisierten, warfen ihren Gegnerinnen vor: „Die Auffassung, daß Frauen ausschließlich Opfer seien, schweigt darüber, wie sie aus der Position derer, über die gehandelt wird, in die Position von selber Handelnden gelangen können.“ (F. Haug / Hauser 1992, 120).

¹⁴ Das Ergebnis der Debatte war, daß Frauen *sowohl* Opfer (Objekt) *als auch* Täter (Subjekt) seien. Brandenburg 1997, 19: „Mit dem Hinweis Frauen seien nicht nur bloße Opfer, also nicht nur Objekte der Struktur ihrer Unterdrückung, sollte die Handlungsfähigkeit von Frauen betont [...] werden.“ Dies war damals freilich nur um den Preis „einer erneuten Betonung der außerdiskursive Subjektivität“ (ebd.) möglich. Dies wäre nur dann zu vermeiden gewesen, wenn dem entschlossenen ‚sowohl – als auch‘ ein – nicht minder entschlossenes (aber strukturalistisches statt hegelianische) – ‚weder – noch‘ entgegengesetzt worden wäre (s. dazu FN † auf S. 39).

¹⁵ „Butler zielt darauf, die *sex/gender*-Unterscheidung in *gender* aufzulösen: ‚sex‘ selbst erscheint als *gender*-Konstrukt, hervorgebracht durch Diskurse.“ (Landweer 1993b, 129; wortgleich: Landweer/Rumpf 1993, 4). Butler u.a. ‚beton[en], daß der ‚anatomische Unterschied‘ nicht einfach aus der Natur zu uns spreche: die Natur mache keine Unterscheidungen, [...]. Auch die biologischen Geschlechtsbestimmungsmethoden seien kulturelle – und zwar: diskursive – Praktiken, [...]“ (Landweer 1993b, 127). Nicholson (1994, 201) spricht (allerdings in Bezug auf Scott [s.o. Endnote 7]) von einem „Verständnis, in dem ‚sex‘ als *Teil* von ‚gender‘ betrachtet wird“ (Hv. d. Vf.In). – Ungeachtet der weiter unten im Haupttext aufgeworfenen Frage, *wie weit* Butler *sex* tatsächlich in *gender* auflöst, ist diese Beschreibung ihrer Argumentation jedenfalls zutreffender als die gegenteilige Interpretation von Braidotti: Diese interpretiert Butlers Interventionen als Symptom einer „Krise des Begriffs ‚gender‘“ (1994a, 7) und macht in diesem Kontext aus Butlers Kritik der *sex/gender*-Unterscheidung eine Kritik an

der Kategorie gender und interpretiert dies wiederum als Annäherung des anglo-amerikanischen Feminismus an die französisch-italienischen Theorien der „sexuellen Differenz“ (Braidotti 1994a, 8, 16, 17 f., 21 f.; Braidotti 1994b, 156 f.). Damit wird Butler das, was sie als *Strategie und Ziel* vorschlägt – eine „Position ‚jenseits von gender‘“ (vgl. Braidotti 1994a, 24) – als *Analyse*(rahmen) untergeschoben: ein Verzicht auf die Kategorie gender (und dies auch noch als eine Annäherung an die Theorien der „sexuellen Differenz“ ausgegeben ...!). Butler selbst hat demgegenüber im Streitgespräch mit Braidotti die differenzfeministische Reifizierung der Geschlechterdifferenz noch einmal einer scharfen Kritik unterzogen (s. Butler 1994, 158 f., 159 f., 161 f., 167, 170 f.). Den Unterschied zwischen Braidottis Kritik des Begriffs *gender* (als angeblicher Verschleierung männlicher Herrschaft [*daß* es eine solche Verwendungsweise des *gender*-Begriffs gibt, soll hier nicht bestritten werden, nur ist sie dem *gender*-Begriff nicht notwendigerweise immanent) und Butlers Verteidigung des Begriffs *gender* (als Kritik eines essentialistischen Begriffs von *sex*) betont auch Lorber (1995/99, 32 f.). Probleme einer deutschsprachigen, „entkontextualisierenden“ Zusammenfassung der *gegensätzlichen* Kritiken an den Konzepten *sex* oder *gender* als ‚Kritik der Kategorie Geschlecht‘ werden auch bei Knapp (20001, 53, 58-60) deutlich. Während sich Braidotti gegen angeblich „überdehnte Geltungsansprüche der englischen Gender-Kategorie“ wendet“ (58), geht es Butler gerade darum auch „ ‚Sex‘ als ‚Gender‘ [zu] dekonstruieren“ (61).

¹⁶ Landweer (1993a, 36; vgl. auch 1993b, 131 f.) vertritt demgegenüber die These, daß „in jeder Kultur die *Generativität* zu Kategorisierungen von ‚*Geschlecht*‘ führt“ (Hv. d. Vf.In). Im Gegensatz zu Landweer, die behauptet, daß neben den „beiden Hauptkategorien“ liberalen-/allenfalls „Rest- und Mischkategorien“ zugelassen werden könnten (1993a, 36), sollte berücksichtigt werden, daß „selbst [...] Merkmale wie das Gebären oder die als Zeichen der Gebärfähigkeit wahrgenommene Menstruation [...] weder für alle ‚Frauen‘ noch für irgendeine Frau immer [gelten]“ (Hageman-White 1988, 229).

Selbst unter dem Gesichtspunkt der Generativität, läge es also durchaus nahe, mehr als zwei Hauptgruppen – Männer (angeblich ≡ Nicht-Gebärfähige) und Frauen (angeblich ≡ Gebärfähige) – zu bilden. Es läge unter dem Gesichtspunkt der Generativität vielmehr nahe *mindestens drei* – vielleicht auch vier, fünf, oder sechs – Hauptgruppen zu bilden:

- Nie-Gebärfähige (darunter solche, die trotzdem gebären *wollen*, und solche die ohnehin nicht gebären wollen);
- Noch-Nicht- und Nicht-Mehr-Gebärfähige;
- (gebärwillige und gebärunwillige) Gebärfähige.

Und vor allem sind wohl Kulturen denkbar, die den Umgang mit den Folgen des Gebärens so regeln, daß die Tatsache des Gebärens nicht mehr ausschlaggebend für die Positionierung von Individuen in der gesellschaftlichen Struktur ist. (Das letzte Argument führt durchaus nicht – wie Landweer vielleicht hoffen könnte – zur Restauration der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender*. Denn jedenfalls das Gebären *ist* [anders als die Gefährfähigkeit, die aber wiederum – wie gezeigt – nicht allen Frauen gemeinsam ist!] *keine Eigenschaft (des sex Frau), sondern eine Tätigkeit.* Es bleibt also bei Butler: Würde von der Tätigkeit des Gebärens bzw. Nicht-Gebärens – also vom *doing gender* – auf die Existenz zweier *sex* mit unterschiedlichen biologischen *Eigenschaften* geschlossen, so wäre dies nur ein neues Argument dafür, daß *sex* nicht ursprünglich, sondern vielmehr ein Effekt von *gender* ist [vgl. Butler 1990, 23, 24 wie oben im Haupttext sogleich zitiert].)

¹⁷ Zu dieser Übersetzung s. FN * auf S. 77.

¹⁸ Vgl. dazu auch Gildemeister/Wetterer 1992, 228: „Wir müssen [...] ins Auge fassen, daß wir bei dieser oder jener ‚Auslegung‘ der [Geschlechter-]Differenz immer die soziale Konstruktion der Differenz ‚selbst‘ in ihrer historisch je spezifischen Form vor uns haben [...]. Jenseits der historisch jeweils vorfindlichen Differenz(en) gibt es keine Differenz, die da ‚ausgelegt‘ werden könnte – [...]“ – also kein Verhältnis von Wesen und Erscheinung.

¹⁹ Vgl. die Kritik an Butler von Annuß 1996, 509 („bleibt rhetorisch“), Hauser 1996, 496 („Ihre Kämpfe sind gegen eine Philosophiegeschichte gerichtet“) und Knapp 2001, 60 f. („Die Untersuchungen der amerikanischen Philosophien Butler [...] bewegen sich vorwiegend – und durchaus fachspezifisch – im geschichts- und empiriefreien Raum einer metatheoretischen Befragung begrifflicher Grundlagen.“).

²⁰ Auf den spezifischen epistemologischen Status der Argumentation von Butler weisen auch Gildemeister/Wetterer (1992, 207, FN 2) hin: „Judith Butlers Überlegungen stehen im Kontext der diskurstheoretischen Diskussionen, [...]; ihr Bezugspunkt sind philosophische Texte zur Geschlechterdifferenz – [...]. Insofern ist der Bezugsrahmen ihrer Argumentation (und insbesondere der

erkenntnistheoretische Status der Argumente) ein anderer als der hier verfolgte.“ Anknüpfend an Althusser's Unterscheidung zwischen Philosophie und Wissenschaft ließe sich die Funktion von Butlers (rhetorischen?) Fragen und Behauptungen (Thesen) folgendermaßen konkretisieren: „Darin besteht das ‚Spiel‘ der Philosophie, so wie wir sie praktizieren. Abgrenzungslinien zu ziehen, die neue philosophische Fragen produzieren, und das ohne Ende. Auf diese Fragen, die sie produziert, antwortet die Philosophie nicht wie eine Wissenschaft, d.h. durch bewiesene Problemlösungen und nachgeprüfte Ergebnisse (im wissenschaftliche Sinne dieser Worte): Sie antwortet darauf, indem sie Thesen formuliert, nicht etwa willkürliche, sondern begründete Thesen, die ihrerseits neue Demarkationslinien ziehen und so neue philosophische Fragen aufkommen lassen. [... sie] greift nicht auf den Zuständigkeitsbereich der Wissenschaften über. Aber [... sie kann] dabei *behilflich sein*, in dem Raum, den sie frei räum[t], *wissenschaftliche Probleme aufzuwerfen*.“ (Althusser 1967, 55 – Hv. i.O.). Insofern ist das „Problem“ an Butlers Ausführungen vielleicht gar kein „Problem“, sondern notwendige philosophische Bescheidenheit, die (trotz ihrer Bescheidenheit) dazu beiträgt, die Biologie von sexistischer Geschlechter-Ideologie („Der Mensch ist zweigeschlechtlich.“) und die ‚Sozialwissenschaften‘ von idealistischer Subjekt-Ideologie („Der Mensch ist Herr seiner Taten.“) zu befreien.

²¹ Vgl. dazu auch Lorber (1995/99, 85), die in ähnlicher Weise wie hier von „Biologie als Ideologie“ spricht und auf den folgenden Seiten weitere Beispiele für die Uneindeutigkeit der Zweigeschlechtlichkeit gibt:

„[...] , wie man seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts weiß, [entwickeln sich] männliche und weibliche Genitalien aus dem gleichen Fötalgewebe“ (ebd., 86).

„[...] weder *sex* noch *gender* sind selbstverständliche Kategorien. Kombinationen von inkongruenten Genen, Genitalien und Hormonen bleiben bei der Kategorisierung des *sex* ebenso unberücksichtigt wie Kombinationen von inkongruenter Identität, Sexualität, inkongruentem Aussehen und Verhalten bei der sozialen Konstruktion des *gender*-Status. Menstruation, Milchbildung und Schwangerschaft unterscheiden Frauen nicht von Männern. Nur manche sind schwanger, und auch dann nur eine gewisse Zeit; manche Frauen haben keine Gebärmutter oder keine Eierstöcke. Bei manchen Frauen setzt die Menstruation zeitweise aus, andere sind bereits in den Wechseljahren, und manche haben eine Totaloperation hinter sich. Manche Frauen stillen eine gewisse Zeit, aber auch bei manchen Männern kommt es zur Milchbildung“ (ebd., 87 unter Hinweis auf: Alison M. Jaggar, *Feminist politics and human nature*, Totowa, 1983, 165, FN).

„Es gibt [...] bei Frauen eine Anomalie, die so häufig ist, daß sie bei jedem größeren internationalen Sportwettkampf mehrfach vorkommt, nämlich XY-Chromosomen, die aufgrund eines genetischen Defekts keine männliche Anatomie oder Physiologie produziert haben.“ Diese Personen sollen nach Ansicht des Internationalen Leichtathletikverbandes nicht aufgrund ihrer männlichen Gene, sondern ihrer weiblichen Anatomie klassifiziert werden (Lorber 1995/99, 90 unter Hinweis auf: Gina Kolata, *Track federation urges end to gene test for femaleness*, in: *New York Times*, 12.02.1992) – die Gene sind es also jedenfalls nicht, die das *sex* bestimmen.

„Alle [...] erfahren wir unsere Körper anders, und diese Erfahrungen verändern sich mit unserem Heranwachsen, Altern, Krankwerden und Sterben. Alle Körper sind unterschiedlich, die Körper von schwangeren und nicht schwangeren Frauen, kleinen und großen Menschen, Menschen mit heilen und funktionierenden Gliedmaßen und Menschen mit Behinderungen.“ (Lorber 1995/99, 103). Und trotzdem sollen wir alle genau *einem* von nur *zwei* biologischen Geschlechtern angehören.

S. zu diesen Fragen außerdem U. Jäger (2001, 78 f., 82 f.) unter Hinweis auf: Anne Fausto-Sterling, *Myths of Gender. Biological Theories about Women and Men*, Basic Books: New York, 1985 und die *Standards of Care* der *Harry Benjamin International Gender Dysphoria Association*.

²² Zur Debatte über Intersexualität s. oben bereits S. 34.